

FRANZ REIMER · FREIBURG

## JENSEITS DER EUROPÄISCHEN VERFASSUNG

Über Joseph H. H. Weilers «Ein christliches Europa»<sup>1</sup>

«Versetzen Sie sich in meine Haut. Betrachten Sie die Erziehung meiner Kinder. Alle fünf sind praktizierende Juden; sie besuchen religiöse jüdische Schulen (wir haben uns sogar entschieden, dort zu leben, wo es die besten gibt – eine typisch jüdische Obsession); sie sprechen fließend Hebräisch und lernen Aramäisch; meine Hoffnung ist, dass sie sich die großartige Zivilisation zu Eigen machen, deren Erben sie sind. Alle fünf sind europäische Bürger, und meine Hoffnung ist, dass sie sich auch diese andere großartige Zivilisation zu Eigen machen, deren Erben sie ebenfalls sind. Sie lernen Französisch und Spanisch (die Standards sind gesunken: ihr Großvater sprach fließend acht europäische Sprachen, einschließlich Latein und Griechisch). Wie in jeder anständigen jüdischen Familie erhalten sie Musik- und Kunsterziehung (einen Isaac Stern haben wir leider nicht). Wenn wir sie in ein Konzert nehmen, müssten sie sich etwa die Ohren zustopfen, wenn Händels *Messias* oder Bachs *Matthäuspasion* aufgeführt wird? Wenn sie in die Uffizien gehen, müssten sie etwa ihre Augen vor der *Maestà* von Giotto oder vor der Flut von *Madonnen mit Kind* schließen? Müssten wir etwa für sie die *Brüder Karamasow* auf einen Index verbotener Bücher setzen? Oder müssten wir ihnen nicht vielmehr beibringen, dass in der politischen und kulturellen Entwicklung dieser großen Zivilisation, die auch ihr Erbe ist, das Christentum eine fundamentale Rolle gespielt hat?» (S. 73).

Es ist ein persönlicher, erfahrungsgesättigter und damit gänzlich unideologischer Stil des Denkens und Sprechens, in dem sich der berühmte Europarechtler Joseph H. H. Weiler der Frage nach der europäischen Verfassung und damit der europäischen Identität zuwendet. Er tut es mit der Unbefangenheit und Neugier des Kosmopoliten: Sohn eines Rabbiners aus dem Baltikum, in Südafrika geboren, als Europäer in New York lehrend; bekennender Jude und dabei fasziniert vom Christentum, von der Kirche und von ihrem verstorbenen Pontifex Maximus. Dabei richtet er seinen Blick nicht allein auf Lehramt und Hierarchie. Es sind durchaus auch die normalen Christen, die Weiler interessieren. Soziologisch teilt er sie in zwei Gruppen ein: Die, deren Leben vom Glauben geprägt ist und die Zeugen Christi in der Konkretheit ihres Alltags sein wollen; und die, deren Praxis sich besonders in dem entscheidenden Augenblick der Existenz manifestiert: bei Geburt,

FRANZ REIMER, geb. 1971 in Bonn, Studium der Rechtswissenschaften in Bonn, Oxford und Freiburg i.Br.; Promotion 2000. Wiss. Assistent am Institut für Staatswissenschaft und Rechtsphilosophie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br.

Hochzeit, Tod – er nennt sie, keineswegs abschätzig, «Christen der entscheidenden Augenblicke». So weicht in Weilers weitgespanntem Essay «Ein christliches Europa. Erkundungsgänge» von Anfang an der Schlachtenlärm des Kampfes um den «Präambelgott» einem gelassenen Ton – und immer wieder überraschenden Obertönen.

### 1. Die europäische Identität. Eine verfassungsrechtliche Analyse

Weiler setzt juristisch an. Er behauptet, dass der Bezug auf Gott und das Christentum für den Kontext der europäischen Verfassung verfassungsrechtlich unentbehrlich sei. Zur Begründung rekapituliert er die drei grundlegenden Verfassungsfunktionen. Die erste ist die der Staatsorganisation: Verfassungen normieren die Aufgliederung der Staatsgewalt in Schichten und Organe, und insbesondere deren Kompetenzen. Die zweite Funktion ist die Regelung der Beziehungen zwischen Individuum und Staatsgewalt. Hier haben die Grundrechte ihren Ort. Und schließlich gibt es «noch eine dritte, nicht weniger wichtige, wenn auch manchmal schwerer zu fassende Funktion. Die Verfassung ist auch eine Art von Depot, das Werte, Ideale und Symbole, die in einer Gesellschaft geteilt werden, widerspiegelt und schützt. Sie ist daher ein Spiegel dieser Gesellschaft, essenzieller Teil ihrer Selbstwahrnehmung» (S. 38). Diese dritte Funktion könne (müsse aber nicht) in einer Präambel zum Ausdruck gebracht werden. Die beiden Konvente, die die Europäische Grundrechtecharta und den Verfassungsvertrag vorbereiteten, entschieden sich gegen eine minimalistische Lösung. Sie wählten «majestätische Präambeln, die in sehr bewusster, durchdachter, empfundener, überlegter Weise versuchen, [...] eine Art *Telos* und *Ethos* (was Europa sein will und was es ist) zu umreißen» (S. 39). Allerdings seien Konvente und Regierungskonferenzen bei der Festlegung einer europäischen Symbolordnung nicht souverän. Sie müssten die Verfassungssymboliken der Mitgliedstaaten beachten – getreu dem neuen Motto der Europäischen Union: «In Vielfalt geeint». Die Verfassungsordnungen der Mitgliedstaaten seien in einer Hinsicht zwar homogen: Sie teilten die «Prämisse vom agnostischen Staat». Alle Staaten schützten und achteten die Religionsfreiheit – verstanden als Freiheit des Einzelnen von der Religion und Freiheit zur Religion – als Grundrecht. In anderer Hinsicht seien die Mitgliedstaaten aber äußerst heterogen: Einerseits gebe es die laizistischen Verfassungstraditionen, paradigmatisch verkörpert durch Frankreich. Andererseits finde sich in zahlreichen Mitgliedstaaten ein Gottesbezug, keineswegs nur im deutschen Grundgesetz («Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen...») und in der irischen Verfassung («Im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, von der alle Autorität kommt und auf die, als unserem letzten Ziel, alle Handlungen sowohl der Menschen wie der Staaten ausgerichtet sein müssen...»). So formuliere § 4 der dänischen Verfassung: «Die Evangelisch-lutherische Kirche ist die dänische Volkskirche und wird als solche vom Staat unterstützt.» Ähnlich sei die (ungeschriebene) Verfassungsrechtslage in Großbritannien. Die griechische Verfassung hebe die «Östlich-orthodoxe Kirche Christi», die maltesische Verfassung die «Römische Katholische Apostolische Religion» hervor (diese und einige weitere Verfassungsbestimmungen sind im Anhang des Buches abgedruckt). Die Gesamtschau der europäischen Verfassungslandschaft zeige: Laizität sei *ein* Ansatz unter mehreren und keineswegs eine von vornherein neutrale Lösung. «Ein Staat,

der jede religiöse Symbolik ablehnt, vertritt keine neutralere Position als ein Staat, der bestimmten Formen religiöser Symbolik anhängt» (S. 49). Der Ausschluss der religiösen Empfindung habe daher nichts mit Neutralität zu tun. Er «bedeutet einfach, in der Symbolik des Staates eine Weltsicht gegenüber einer anderen zu bevorzugen und dies als Neutralität auszugeben» (ibid.). Weiler spitzt die These zu: «Es ist auf politischer Ebene nicht möglich und auf verfassungsrechtlicher Ebene nicht akzeptabel, eine pluralistische Rhetorik zu pflegen und dann eine imperialistische Verfassungspolitik zu betreiben. Das ist nicht Europa.» Eine europäische Lösung, einen toleranten Pluralismus, sieht Weiler in der Präambel zur polnischen Verfassung. In ihr sprechen «Wir, die Polnische Nation – alle Bürger der Republik, sowohl jene, die an Gott als die Quelle der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Guten und Schönen glauben, als auch jene, die einen solchen Glauben nicht teilen, diese universalen Werte aber als anderen Quellen entspringend achten, gleich in Rechten und Pflichten für das Gemeinwohl ...». In einer vehementen Kritik der Präambel des Verfassungsvertrags greift Weiler den Passus «Schöpfend aus den kulturellen, religiösen und humanistischen Überlieferungen Europas» auf. Wenn die Präambel auf diese Weise Humanismus und Religion einander gegenüberstelle und im vorherigen Abschnitt Gleichheit, Freiheit und Vernunft lediglich auf den «Humanismus» zurückführe, so liege in diesen Formulierungen eine inakzeptable Bekräftigung des alten Vorurteils, dass Religion und Vernunft antithetisch seien (S. 57).

Die Zwangsläufigkeit der Union sende auch über die Grenzen Europas hinaus das falsche Signal. Wenn sich Europa weltweit für die Demokratie einsetze, so nun offenbar mit der Botschaft, Gott müsse aus dem öffentlichen Raum vertrieben werden. «Eines der größten Hindernisse für die Ausbreitung der Demokratie in vielen Gegenden der Welt ist die weithin vertretene Ansicht, dass Religion und Demokratie einander feindlich gegenüber stünden; dass die Annahme der Demokratie als Staatsform die Verbannung Gottes und der Religion aus dem öffentlichen Raum bedeute und diese zu einer privaten Angelegenheit mache» (S. 64f.) – wohingegen ein wahrhaft tolerantes Europa zum Beispiel dafür werden könne, «dass die Religion keine Angst mehr vor der Demokratie und die Demokratie keine Angst mehr vor der Religion hat» (S. 65). In einem Exkurs zur Bedeutung der Juden und Moslems in einem christlichen Europa hält er fest, Mitglieder solcher Minderheiten könnten «geradezu verärgert vom impliziten Paternalismus sein, der in der Entscheidung liegt, den Bezug auf das Christentum aus der Verfassung auszuklammern» (S. 69).

Als guten Juristen interessiert Weiler das Metajuristische. Die Verfassungsdiskussion versteht er lediglich als Prisma für *Telos* und *Ethos* Europas, besonders für den Status der Religion. Seine Ausgangsthese: Europa sei durch und durch christlich geprägt; und doch mache sich das Christentum, machten sich die Christen in der gegenwärtigen Diskussion nicht bemerkbar. «Dies ist der eigentliche Skandal, der Gläubige und Nichtgläubige gleichermaßen interessieren müsste: der Skandal der abwesenden Stimme. [...] Im Europa der Union ist das Christentum eingeschlossen, hat sich das Christentum selbst eingeschlossen – in ein Ghetto» (S. 21). Die Nichtzulassung des Christentums zu den Verfassungstexten der Europäischen Union (der Grundrechtecharta sowie des Verfassungsvertrags) nennt er «Christophobie»; denn der Widerstand gegen das Christentum rühre nicht aus verfassungsrechtlichen Gründen, sondern aus unterschiedlichsten, auch emotionalen Motiven.

Weiler zählt – instruktiv – acht Aspekte auf, die zum Schwinden des Christentums als eines kulturellen und politischen Faktors in der europäischen Öffentlichkeit beigetragen haben. Sein Gang durch die politischen, soziologischen und psychologischen Befindlichkeiten europäischer Intellektueller endet mit einer feinen Beobachtung: Bei vielen seiner nichtpraktizierenden katholischen Freunde verbinde sich Desinteresse am Glauben mit einem profunden Nichtwissen. Es scheine «in ihrer Vorstellung von der Selbstbildung gebildeter Menschen nicht wichtig zu sein, sich über die Lehre der Kirche auf dem Laufenden zu halten. Man konnte sich vornehmen, das letzte Buch von Derrida oder Fukuyama oder Eco zu lesen (oder wenigstens die Rezension ...), aber niemand dachte auch nur daran, die letzte Enzyklika des Papstes lesen zu sollen. Ein christliches Europa? Warum? Sind wir etwa gegen die Verhütung? Geht es etwa nicht darum?» (S. 83). Die Wichtigkeit des Christentums für das Projekt der europäischen Integration, für das Selbstverständnis Europas sei auch den Christen selbst nicht klar. Nicht einmal die europarechtliche «Subsidiaritätsindustrie» stoße wirklich zu ihren christlichen Wurzeln vor: Aus der christlichen Konzeption des Individuums und der Zivilgesellschaft, die wertgeschätzt und an ihre Verantwortung erinnert würden, werde ein Kompetenzzuweisungsprinzip; Subsidiarität mutiere zum verfassungsrhetorischen Palliativ (S. 86).

## 2. Europa und das Christentum

Wie man die Mauern des so skizzierten christlichen Ghettos einreißen könnte, zeigt Weiler im zweiten Teil seines Essays. Er schlägt einerseits einen historiographischen Ansatz vor. Unter dem Titel «Auf dem Weg zu einer christlichen Geschichtsschreibung der Europäischen Integration» erinnert er daran, dass es Robert Schuman in seiner berühmten Erklärung vom 9. Mai 1950 und den anderen Gründervätern der Montanunion nicht um ökonomische Interessen, sondern um den Frieden gegangen sei – und zwar keineswegs nur um den äußeren Frieden, sondern auch um inneren Frieden, um Vergebung. «In diesem besonderen historischen Zusammenhang stellte die europäische Friedensidee einen Widerhall und ein Wiederaufgreifen des eindeutigen Konzepts der christlichen Liebe, der Gnade dar, seiner Bildersprache und seiner Werte; ein Einklang, der, wie ich denke, nicht besonders überrascht, wenn man den persönlichen *background* der Gründerväter bedenkt» (S. 95).

Andererseits nähert sich Weiler der christlichen Identität der Europäischen Union konzeptionell. Er tut es, indem er – ohne alle Berührungängste – ausgerechnet die Missionsenzyklika *Redemptoris Missio* zitiert. Ihn interessiert der kirchliche Umgang mit «dem Anderen». Der in der Enzyklika ausdrücklich formulierte Missionsauftrag stoße auf die größten Ressentiments. Er werde als Zeichen mangelnder Achtung, als Manifestation der Intoleranz gesehen. In Wahrheit sei die Enzyklika «eine Lektion in tiefem Respekt für die eigene Person und für die Anderen; und sie ist mehr als eine Lektion: eine wirkliche und eigentliche Ordnung von Toleranz und Geduld» (S. 106): Sie enthalte die «wunderbare Polarität» von entschiedener Bekräftigung einer Wahrheit und Achtung der Freiheit des anderen. Weiler skizziert hier in wenigen Zeilen eine eindruckliche Philosophie des Dialogs und der Identität: «So ist die kompromisslose Bekräftigung der Wahrheit, jener Wahrheit, die anstößig erscheinen könnte, notwendig gerade für die Einzigkeit meiner Identität».

tät. Aber zugleich ist sie eine Bekräftigung der Andersheit des Anderen. Sie ist eine Anerkennung seiner Andersheit, seiner Identität. In diesem Sinne respektiert sie ihn tief, ist sie genau das, was ihn ihn und mich mich sein lässt» (S. 108). Umgekehrt führe die häufig anzutreffende harmonistische Selbstrelativierung zu Argwohn, Ressentiment oder Geringschätzung: «Argwohn wegen des Mangels an Vertrauen, der dieser Art und Weise, Beziehungen aufzunehmen, innewohnt. Ressentiment wegen der paternalistischen Haltung dessen, der glaubt, unbequeme Wahrheiten müssten, wie vor Kindern, vor einem minderbemittelten Gesprächspartner verborgen werden. Und Geringschätzung gegenüber jemandem, der Angst hat, die Grundlagen seines eigenen Credos zu bekräftigen. «Wenn er nicht seine eigene Identität achtet, wie kann er meine achten?»» (S. 109). Dieser Identitätsschwäche stellt Weiler das Identitätsbewusstsein der Kirche gegenüber, wie es die Enzyklika (in ihrer Nr. 39) auf eine knappe Formel bringt: «Die Kirche schlägt vor, sie drängt nichts auf.» Der Respekt für die Freiheit des Anderen temperiert aber nicht etwa nur die Mitteilung der Wahrheit: «Es ist nicht so, als gäbe es eine Wahrheit, nach der das Heil nur von Jesus Christus kommen könnte, und dann eine Regel der Höflichkeit oder guten Erziehung, die mit jener nichts zu tun hätte und die vorschreibe, jene Wahrheit nicht mit Gewalt durchzusetzen. Die Wichtigkeit der Freiheit, «Nein» zu sagen (einer Freiheit, die dem «Ja» Bedeutung gibt), ist integraler Bestandteil jener Wahrheit, die bekräftigt wird» (S. 111f.). Diese Polarität anzunehmen, ist für Weiler die «Disziplin der Toleranz».

Nun wandert sein Blick zurück zur Europäischen Union. «Die europäische Verfassungsarchitektur ist wie eine Schaufensterpuppe, von der wir entscheiden möchten, wie wir sie anziehen. Jene aus *Redemptoris Missio* gezogene Lehre stellt das Kleid dar, mit dem ich Europa neu anziehen würde» (S. 121): die Disziplin der Toleranz – die Annahme des Anderen in seiner Andersheit ohne Aufgabe der eigenen Identität. Einen «originellen und bewunderswerten Ausdruck» finde diese Disziplin gerade in der institutionellen Ordnung der Union: «eine Verfassungsdisziplin, die sich trotzdem nicht auf eine Verfassung staatlicher Art gründet» (S. 123). Die Annahme dieser Disziplin sei ein «freiwilliger und autonomer Akt der Unterordnung unter eine Norm, die die gemeinsame Manifestation anderer Willen, anderer politischer Identitäten und anderer politischer Gemeinschaften darstellt. [...] Europa schlägt vor, es drängt nicht auf» (S. 124).

### 3. Europas Zukunft

Der letzte Teil des Essays enthält, was Ernst-Wolfgang Böckenförde in seinem Vorwort eine «treffende Analyse der Paradoxien der Europäischen Union» nennt. Weiler konstatiert, dass die Erfolge der Integration und die vielfache Bestätigung des europäischen Einigungsprozesses durch mitgliedstaatliche Ratifizierung einen korrumpierenden Effekt hätten. Am Ende kümmere den Bürger das vielbeschwo-rene Demokratiedefizit der Union nicht mehr. «Die Tatsache, dass der Aufbau Europas mit einer solchen Regelmäßigkeit Zustimmung findet, ohne dass die zweifelhafteste Demokratizität seiner täglichen Praxis ernsthaft zum Gegenstand der Diskussion gemacht würde, zeigt, dass Logiken des Marktes dabei sind, in die politische Sphäre einzudringen, durch die die Bürger zu Konsumenten politischer Produkte

werden und nicht aktive Teilnehmer am politischen Prozess. [...] In dieser Perspektive scheint Europa einen negativen moralischen *spill-over*-Effekt hervorzu- bringen. Die menschliche Würde wird aufs Spiel gesetzt, wenn das Individuum, anstatt sich als Protagonist seiner politischen Umwelt zu fühlen, auch in diesem Bereich zum Konsumenten wird» (S. 141f.). Weiler sieht einen *circulus vitiosus* der Mutation der politischen Kultur: die Degeneration der Politik in den Mitgliedstaaten erlaube der Gemeinschaft, eigene Legitimation auf der Basis erzielter Ergebnisse für sich zu reklamieren; und diese *output*-Legitimation trage zur Degeneration dessen bei, was der Sinn von Demokratie sein müsste (S. 143). Für diesen Moment der tiefen Verunsicherung im Übergang von der Moderne zur Postmoderne schlägt Weiler eine *rélecture* der Enzykliken *Redemptoris Missio*, *Centesimus Annus* und *Fides et Ratio* vor. Sie böten eine kühne Antwort auf die zeitgenössische Krise, bekräftigten sie doch den Wert der Vernunft, der Wissenschaft und der Technologie, des Wohlergehens und der Demokratie. Vor allem integrierten sie die «Vorstellung von Entscheidung, dieses wesentlichen Elements der Moderne, ins Herz des religiösen und menschlichen Empfindens» (S. 151).

#### 4. Ausblick

Gott ist im Entwurf eines europäischen Verfassungsvertrags keiner Erwähnung gewürdigt worden. Die Kämpfe – gelegentlich in einer Weise ausgefochten, als könne man den lebendigen Gott nicht auch außerhalb der Präambel bezeugen – sind vorüber; Tausende von Druckseiten, von den Tatsachen überholt, harren der Archivierung. Gilt dies auch für Weilers Essay? Kann er, freundlich rezipiert,<sup>2</sup> nun ad acta gelegt werden? Das Gegenteil trifft zu. Denn Weilers Erkundungsgänge nach Europa haben die Präambelfrage zum Ausgangspunkt, nicht zum Fluchtpunkt. Überhaupt geht es Weiler nicht um die eine oder andere europapolitische Sachfrage (so möchte er seine Thesen ausdrücklich *nicht* als Beitrag zur Diskussion um die Aufnahme der Türkei verstanden wissen: S. 18, 70). Sein Anliegen geht tiefer: Er will einen Kontinent an seinen verdrängten und verleugneten Reichtum erinnern. Es ist vor allem der Reichtum eines Glaubens und seiner Geschichte, die mit einer unerhörten kulturellen Fülle zuletzt auch ein erstaunliches politisches Phänomen hervorgebracht hat: die europäische Integration – ein Bund von Völkern, die einander vergeben haben.

Angesichts der politischen Vorgänge seit dem Erscheinen des Buches drängt sich allerdings die Frage auf, ob Christen überhaupt noch an der Integration mitwirken können. Ist nicht an die Stelle der Christophobie der Christen inzwischen eine Christophobie der Nichtchristen getreten? Werden auf europäischer Ebene nicht Christen diskriminiert oder ausgebootet, wofür als Fanal die *causa Buttiglione* stehen mag? Letzteres jedenfalls widerspräche nur auf den ersten Blick Weilers Thesen. Denn sind solche Zurücksetzungen vielleicht nur möglich, weil die Christen zu lange die Ruhe ihres Ghettos gesucht haben? Wer auch immer es gebaut hat: Weiler empfiehlt, das Ghetto zu verlassen, die Christophobie zu überwinden, den Nichtchristen die eigene Identität zuzumuten, oder besser: zuzutrauen. An die Stelle des ungesunden Paternalismus, der die anderen vor der Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben verschonen will, tritt die Freiheit von Christen, die (in Ab-

wandlung der Formel aus *Redemptoris Missio*) nichts aufdrängen, durchaus aber vorschlagen – auch beim Bau des europäischen Hauses.

Die schwerste Frage, die Weiler seinen Lesern mit auf den Weg gibt, ist wohl die, wie die Unionsbürger von politischen Konsumenten zu Protagonisten werden können. Zweifellos hängt dieser Wandel nicht in erster Linie von Rechten, Institutionen und Verfahren ab, und auch nicht von der Art und Weise, wie die Europäische Union wahrgenommen wird. Zwar ist die Union als inzwischen politisch wichtigste Ebene zu akzeptieren; sie lässt in ihrer Bedeutung Bund und Länder weit hinter sich (so ist der Löwenanteil nationaler Gesetzgebung längst europarechtlich veranlasst; und im Bereich der gesetzesfreien Verwaltung und Staatsleitung werden zahllose existentielle Entscheidungen nur im europäischen Verbund getroffen und ausgeführt). Das Kernproblem scheint jedoch die Selbstwahrnehmung der Unionsbürger. Wie Verbraucher vor dem Unternehmer stehen sie nach derzeitiger Vorstellung (und Rechtslage) *als Einzelne* vor der Union, nicht gemeinsam als Teil einer europäischen Gesellschaft oder gar eines europäischen Volkes. Liegt in einer solchen Monadisierung übrigens nicht auch eine der Wurzeln für die Identitätsschwäche vieler Christen, bis hin zur «Selbstsäkularisierung der Kirchen» (Josef Isensee)? Gilt es nach einer Zeit, in der die individuelle Komponente der Unionsbürgerschaft (wie auch der Kirchenangehörigkeit) betont wurde, die Einbettung in menschliche Beziehungsgeflechte und ihren Wert für den Einzelnen neu zu entdecken? Liegt vielleicht gerade in der Selbstwahrnehmung der Christen als Volk der Schlüssel zu einer europäischen Gesellschaft – zu einem Europa, in dem nicht Konsumenten regiert werden, in dem vielmehr freie Menschen ökonomisch, politisch und kulturell Initiative ergreifen?

Am Ende räumt Weiler ein: «Die spirituellen Herausforderungen Europas sind groß» (S. 152). Doch er schließt mit einer Ermutigung der Christen in Europa. Denn sie hätten in der Lehre (und ergänzen ließe sich: im Leben) der Kirche Gewissheiten, die den Aufbau einer menschlichen Gesellschaft ermöglichen. So sieht sich der Leser bei der Lektüre beschämt und beschenkt. Er hat mit Weilers Essay einen Beichtspiegel in Händen. Und zugleich eine Liebeserklärung – an Europa und das Christentum.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Joseph H.H. Weiler, Ein christliches Europa. Erkundungsgänge. Mit einem Vorwort von Ernst-Wolfgang Böckenförde. Verlag Anton Pustet, Salzburg 2004. 165 S.

<sup>2</sup> Vgl. z.B. [tom], Braucht Europa eine Seele?, in: Die Presse, 13.4.2004, S. 32; Daniel Hildebrand, Auch Agnostiker können mit Gott leben, in: Rheinischer Merkur v. 17.6.2004, S. 26; Uwe Justus Wenzel, Wie christlich ist Europa, wie christlich darf es sein?, in: NZZ, 5.10.2004; Stefan Mückl, in: Der STAAT 2004, S. 487ff.; Reinhard Zimmermann, Die juristischen Bücher des Jahres – eine Leseempfehlung, Neue Juristische Wochenschrift 2004, S. 3466 (3467f.).